Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 14 (1958)
Heft: 1

Artikel: Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft : (Schluss)
Autor: Debrunner, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420518

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wir können hier heute nicht auf das große wissenschaftliche Lebenswerk eingehen, das Prof. Debrunner als Dozent für indogermanische Sprachwissenschaft geschaffen hat. Aber wir möchten dem großen Gelehrten übers Grab hinaus dafür danken, daß er sich trotz seiner Belastung durch die Wissenschaft immer wieder so leidenschaftlich mit der Sprachpflege und mit den Fragen des sprachlichen Alltags auseinandergesetzt hat. (Vgl. seine Rektoratsrede über die „Aktuelle Sprachwissenschaft"; erschienen 1952.) Sein erstaunlich tiefes Wissen, seine Liebe zur Muttersprache und seine Gabe, einfach und verständlich zu schreiben, haben ihn uns als Mitarbeiter so überaus wertvoll gemacht.

A. M.

(Schluß)

Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft

Prof. Dr. Albert Debrunner †

Auch Schmidt-Rohr kann natürlich die Tatsache nicht leugnen, daß es neben der Sprache auch andere gemeinschaftbildende Faktoren gibt; aber er meint, die Sprache bilde die echteste Wesensgemeinschaft. Und so ergeht er sich in sehr abfälligen Äußerungen über andere gemeinschaftbildende Kräfte; er spricht verächtlich von „Gruppenwillen schon wegen des Gruppenwillens", von „Achselklappenstolz" (S. 260). Ja er versteigt sich unter anderm zu folgenden Sätzen: „Sprachvolk ist unausweichlich und notwendigerweise Einheit des gleichen Mittels der Weltschau, Einheit gleicher Eingenommenheiten, gleichen Wesenswillens. Es ist — selbst wenn sich seine Glieder politisch aufs härteste bekriegen — mit Sicherheit und Notwendigkeit Wesensgemeinschaft, Gruppenpersönlichkeit von Sonderprägung" (S. 258). Ich glaube, man kann die Vergewaltigung der Wirklichkeit durch eine Theorie nicht weiter treiben; mit einem sprachlichen Kniff — der perfid wäre, wenn er nicht nationalistisch-theoretischer Verbohrtheit entspränge — wird menschlicher Gemeinschaftswille abschätzig einer naturphilosophischen Wesensdeterminiertheit gegenübergestellt, die Willensgemeinschaft der Wesensgemeinschaft.

Hier bricht der grundsätzliche Unterschied unserer schweizerischen Auffassung von derjenigen von Schmidt-Rohr auf, ja der Widerspruch unserer ganzen staatlichen Existenz: *die schweizerische Volksgemeinschaft ist wesenhaft eine Willensgemeinschaft.* Die

schwersten innern Krisen der Eidgenossenschaft sind durch den Willen zum Beisammenbleiben überwunden worden: 1476, 1847, 1914—18.

Damit ist auch unsere Stellung zum dritten Satz von Schmidt-Rohr gegeben: es ist richtig, daß sein Volksbegriff oft für praktisch-politische Zwecke gebraucht wird; aber dieser Gebrauch ist ein folgenschwerer Mißbrauch, der nicht die Richtigkeit des Begriffes beweist, sondern seine Verkehrtheit! Mehr braucht darüber nicht gesagt zu werden.

Punkt vier: die Ablehnung der Gründung des Volksbegriffes auf die „Ahnenseelengattung" teilen wir natürlich; aber diese Frage ist durch das Ende des zwölfjährigen „tausendjährigen" Reichs ohnehin gegenstandslos geworden.

Dagegen muß uns der fünfte und letzte Punkt noch etwas beschäftigen: da die menschliche Sprache als Merkmal des Menschen gegenüber dem Tier gelte, liege es nahe, die sprachlichen Unterschiede innerhalb der Menschheit für die Scheidung besonderer wesentlicher Gruppierungen der Menschheit zu benützen. Das führt uns zurück auf das schon gestreifte Grundproblem des Verhältnisses der Sprache zum Geist, auf die Worte „Sprachgeist" und „Volksgeist" und auf die Gleichsetzung dieser beiden Wort- oder Begriffspaare. Wenn die Sprache den Geist des einzelnen Menschen unabwendbar prägt, so muß auch die Sprache einer kleinern oder größern Menschengruppe den Geist dieser Gruppe entscheidend formen: die Sprache denkt dann nicht bloß für den einzelnen, sondern auch für die ganze Sprachgemeinschaft, und wenn diese wesenhaft gleiche geistige Prägung das Volk ausmacht, so sollte es auch möglich sein, die verschiedenen geistigen Prägungen der Völker aus der Sprache zu ermitteln.

Daß das *geistige* Bild verschiedener Menschengruppen, -rassen, -völker verschieden ist, wird niemand leugnen, und wir wären vielleicht nicht in Verlegenheit, wenn wir besondere Charakterzüge des Afrikaners, des Nordamerikaners oder — um Näherliegendes zu erwähnen (das wir besser zu kennen meinen) — des Franzosen, Italieners, Deutschen, Österreichers, Engländers nennen müßten. Aber gehen diese Unterschiede mit den sprachlichen

zusammen? Ist der Unterschied zwischen einem Norditaliener und einem Süditaliener geringer als der zwischen beiden und einem Franzosen? Oder der zwischen einem Berner Oberländer und einem Berner Seeländer kleiner als der zwischen beiden und einem Solothurner? Und so könnte noch lange weiter gefragt werden. Und schließlich: sind alle diese gröbern oder feinern Unterschiede des Charakters aus der Sprache abzulesen oder gar durch sie bedingt? Die Verschiedenheit der Sprachen ist nach unserm Gefühl und nach der wissenschaftlichen Forschung gesichert, Charakterunterschiede der Menschengruppen empfinden wir gefühlsmäßig; aber in welcher Beziehung stehen die beiden Gebiete zueinander? Wie stehen Sprache und Volksart, vornehmer gesagt: Sprachgeist und Volksgeist, zueinander?

Selbst wenn die Sprache nur ein mechanisches Werkzeug wäre, das einer dem andern für bestimmte alltägliche Zwecke weitergibt, so wäre mit Plato zu sagen, daß jedes Werkzeug einen Zweckgedanken in sich enthält, den Versuch, eine gedachte Wirkungsmöglichkeit zu erfüllen; wie viel mehr muß das bei der Sprache zutreffen, dem Werkzeug des Denkens und des Gedankenaustauschs! Da aber die Sprache auch noch etwas ganz anderes ist als ein Werkzeug, nämlich ein Zeugnis dessen, was vergangene Geschlechter an geistiger Arbeit geleistet haben und was der einzelne Sprecher aus der Geistesarbeit der Vergangenheit und Gegenwart erfaßt, was er aus eigenem Denken hinzugewonnen hat und was er von alledem weiterzugeben vermag, ferner dessen, was er bei der Weitergabe fühlt oder als gefühlt zeigen will und wie er damit auf seine Sprachgenossen wirken will —, aus all diesen Gründen muß den Beziehungen zwischen Denken und Sprache eine weit größere Bedeutung zukommen. Das gilt nun aber ebensogut wie für den einzelnen Sprecher auch für die Sprachgemeinschaft: *die Sprache ist ein Spiegel der geistigen Kultur!* Darum haben sich auch immer wieder nicht allein sprachwissenschaftlich ungeschulte Politiker, Philosophen und Laien, sondern auch Sprachforscher darum bemüht, in Einzelfällen dieser Spiegelung nachzugehen. Ich gebe nur Namen und Titel einiger Werke aus den letzten 55 Jahren: Franz Nikolaus *Finck* (ein Vertreter der allgemeinen Sprachwissenschaft), Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung (1899); Karl *Voßler* (Romanist), Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung (1913; 2. Auflage 1929 unter

dem allgemeineren Titel: Frankreichs Kultur und Sprache); Eugen *Lerch* (Romanist), Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens (1919); vom selben Verfasser: Französische Sprache und französische Wesensart (1928); Oskar *Weise* (Altphilologe), Die deutsche Sprache als Spiegel deutscher Kultur (1923); Karl *Wildhagen* (Anglist), Die englische Sprache, ein Spiegelbild englischen Wesens (1929); Hermann *Güntert* (Indogermanist), Die deutsche Sprache als Ausdruck deutscher Art und Geschichte (1932).

Was sollen wir halten von solchen Versuchen, Sprache und Volksart miteinander in Beziehung zu bringen oder gar, eine aus der andern abzuleiten? Ohne weiteres leuchtet ein, daß die Geisteskultur sich sprachlich im *Wortschatz* ausprägen muß; die Einflüsse, die im Lauf der Jahrhunderte auf Deutschland eingewirkt haben, lassen sich noch am heutigen deutschen Wortschatz ablesen: der Einfluß der römischen Zivilisation, der antiken Philosophie, der christlichen Kirche, der Mystik, des Rittertums, des Humanismus Rousseaus, der französischen, englischen, italienischen Kultur bestimmter Epochen, des modernen Journalismus. Denn die Wörter sind der Niederschlag der Gedanken und Begriffe und der kulturellen Beziehungen im weitesten Sinn. Darum sind auch Rückschlüsse aus Wörtern auf die Bedingungen, unter denen sie entstanden sind, möglich. In mehreren Sprachen werden Wörter für „Bauer", „Landbewohner", „Dorfbewohner" im Sinn von „grob" oder „häßlich" gebraucht; so im Altgriechischen agroikos eigentlich „auf dem Land behaust", dann „grob", im Französischen vilain „häßlich" aus villanus „Dorfbewohner"; deutsch Tölpel ist ursprünglich der Dörfler. Der Schluß ist unabweisbar; diese Bedeutungsverschlechterung stammt aus dem städtischen Überlegenheitsgefühl, und der Einfluß der Stadtkultur hat die abwertende Bedeutung im allgemeinen Sprachgebrauch durchsetzen können. Natürlich sind diese ursprünglichen Bedeutungen längst aus dem Bewußtsein der Sprachgemeinschaften verschwunden.

Verständlich ist auch die Einwirkung der Geisteskultur auf den *Satzbau* und das *Satzgefüge*. Denn die Verbindung der Begriffe und Wörter im Satz und die Verbindung von Sätzen geschieht ja — wenn sie überhaupt sinnvoll sein soll — nicht wie das Mischen von Losen in einer Tombolatrommel, sondern auf Grund geistiger

Inbeziehungsetzung. Nicht mit Unrecht sind im Altertum diejenigen Redner am höchsten geschätzt worden, die den sogenannten periodischen Stil beherrschten, das heißt einen umfangreichen zusammenhängenden Tatbestand zuerst geistig ordnen und dann dieser Ordnung gemäß in Form von Teilung und Unterteilung, von Gleichordnung und Unterordnung ausdrücken konnten. Der einfache Mensch dagegen hält sich mehr an die Einzelheiten und trägt diese aneinander, wie sie ihm gerade in den Sinn kommen; man nennt das den anreihenden Stil. Diese beiden Stilarten sind also Ausdruck verschiedener geistiger Haltungen oder Entwicklungsstufen. Wörtchen wie „weil", „denn", „also", „folglich" sind Ausdruck des ursächlichen Denkens, das zwei Tatbestände nicht einfach nebeneinander stellt, sondern im Verhältnis von Ursache und Folge sieht. Das Fehlen solcher Wörtchen ist jedoch kein Beweis dafür, daß das ursächliche Denken fehlt!

Man kann heute oft Sätze lesen wie folgenden: „er siedelte nach Rom über, um dort zu sterben" oder: „er legte sich zu Bett, um nicht wieder aufzustehen". Im Deutschen erwecken solche Aussagen noch heute ein Lächeln: es kann doch nicht seine Absicht gewesen sein, zu sterben oder nicht wieder aufzustehen! Im Französischen scheinen solche Wendungen schon längst keinen Anstoß mehr zu erregen. Wie kommt das? Es steckt dahinter der Glaube, daß jede Folge im Geschehen in letzter Zeit dem Wollen, der Absicht eines Gottes oder Schicksals entspricht; man könnte also von zweckgläubigen Folgesätzen (gelehrt gesagt: von teleologischen Konsekutivsätzen) sprechen. Das läßt sich aus diesem Sprachgebrauch von „um zu" ablesen: das war die Geisteshaltung, aus der einst dieser Sprachgebrauch erwachsen ist. Wer heute über dieses „um zu" lächelt, der empfindet die Zweckangabe noch, aber als unangebracht, weil er nicht mehr an die ursprüngliche schicksalhafte Bedeutung denkt oder glaubt; — und wer nicht lächelt, für den ist heute jede Zweckvorstellung verschwunden. Dürfen wir nun den Schluß ziehen, daß die Franzosen zur Zeit, in der dieser Sprachgebrauch aufkam, in besonderer Weise zweckgläubig, teleologisch gedacht haben, und er erst dann von den Deutschen aufgenommen oder nachgeahmt wurde, als er seines ursprünglichen Sinnes entleert war? Nein, das wäre voreilig. Denn Ähnliches gibt es zum Beispiel im Lateinischen, wo ja dasselbe Wörtchen ut sowohl Zwecksätze wie Folgesätze bildet, und im

nachklassischen Griechischen. Man wird also höchstens so sagen dürfen: eine überraschende und mit dem logischen Verstand nicht erklärbare Folge von Ereignissen wird vom Menschen immer wieder je nach seiner weltanschaulichen Haltung entweder als Zufall oder als Absicht einer höheren Macht aufgefaßt; das kann sich gelegentlich in einer grammatischen Ausdrucksform niederschlagen und dann auch etwa zur gedankenlosen Formel werden. Wenn sich irgendwo und irgendwann manches ähnlicher Art *zusammenfindet,* so mag es für diese Zeit und diesen Ort bezeichnend sein; aber zum besondern durchgehenden Zug eines „Volkscharakters" darf es nicht gestempelt werden!

Wörter und Satzbau spiegeln oft die Geistesart wieder. Man kann noch die Gesamtsprechweise hinzufügen: die Unterschiede im Sprechtempo, in der Aufundabbewegung der Tonhöhe, im Rhythmus der Sprachintensität, kurz alles, was man im Wort „Sprachmelodie" zusammenfaßt, ist Ausdruck des Temperaments, gewissermaßen gefühlsmäßige Begleitmusik zur gedanklichen Äußerung. Das gilt für den einzelnen Menschen, aber auch für sprachliche Gemeinschaften: die altbekannten Merkmale in der Sprechweise etwa eines Emmentaler Bauern, eines vornehmen Baslers, eines Zürcher Oberländers, eines Kölners, Berliners, Wieners, sie entsprechen gewiß allgemeinen Gemütsanlagen und geistigen Haltungen, wenn es auch schwer hält, die Besonderheiten jeweilen auf eine genaue Formel zu bringen. Man muß sich *ja* hüten, vorschnell zu meinen oder zu sagen: *So* sind die Emmentaler, Basler, Berliner usw. Hinter der gleichen Sprach*mode* können sich die verschiedensten Charaktere verbergen.

Mit aller Vorsicht, die dem heiklen Thema gegenüber geboten ist, mag das Ergebnis unserer Erwägungen in die folgenden Sätze zusammengefaßt werden:

1. Der Begriff Sprachgemeinschaft ist völlig klar.
2. Der Begriff Volk ist unheimlich mannigfaltig und damit, für sich allein genommen, außerordentlich unklar.
3. Damit ist auch der Begriff Volksgemeinschaft den verschiedensten Auffassungen ausgesetzt.
4. Die Gleichsetzung von Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft ist in Deutschland sehr beliebt; sie ist ein unzeitgemäßes

Überbleibsel aus der politisch völlig anders gearteten Zeit der deutschen Romantik.
5. Die Sprache hat gemeinschaftbildende Kraft; aber es gibt mehrere andere Kräfte dieser Art; selten wirken alle zusammen in derselben Richtung.
6. Die Behauptung, die Sprache gebe dem Einzelnen und der Gemeinschaft das entscheidende und unausweichliche Gepräge, ist eine maßlose Übertreibung.
7. Willensgemeinschaft ist wichtiger und stärker als Sprachgemeinschaft.
8. Spiegelung der Geistesart in der Sprache ist für Wortschatz, Satzbau und Sprachmelodie zu bejahen, für die Formenbildung und für die Einzellaute zum mindesten äußerst fraglich. Bei Rückschlüssen aus der Sprache auf die Geistesart Einzelner oder von Sprachgemeinschaften ist allergrößte Vorsicht geboten.

Es sei einem, der weder Altberner noch Jurassier ist, also sich ein rein sachliches Urteil in der Jurafrage zutrauen darf, gestattet, aus den vorher entwickelten sprachwissenschaftlichen Gedankengängen heraus ein objektives Wort zu dieser Frage zu sagen:

1. Die jurassische Frage ist — mindestens primär — keine sprachliche Frage. Denn auf der einen Seite ist der damit gemeinte Kantonsteil in sich keine sprachliche Einheit, andererseits hat er außerhalb des Kantons Bern im angrenzenden neuenburgischen und staatlich französischen Juragebiet sprachlichen Anschluß. Nach der Sprache müßte sich also der bernische Teil des Jura im Verhältnis von drei zu eins in zwei Teile spalten, die allenfalls in der gleichsprachigen Nachbarschaft Anschluß suchen könnten!
2. Wenn also von einem „jurassischen Volk“ gesprochen wird, so kann das nicht sprachlich gemeint sein, und wenn es von den Separatisten doch so gemeint sein sollte, so würde das keineswegs der im französischen Sprachgebiet üblichen Bedeutung des Wortes „Volk“ oder „Nation“ entsprechen, sondern der in Deutschland weitverbreiteten, auf die deutsche Romantik zurückgehenden, für die Schweiz auf Grund ihrer staatlichen Existenz unannehmbaren!
3. Da das jurassische Kantonsgebiet auch nicht eine konfessionelle Einheit ist, sondern neben 60 000 Römisch-Katholischen 50 000 Evangelisch-Reformierte zählt, kann das „Jurassische Volk“ auch nicht konfessionell gemeint sein.

4. Die am 29. Oktober 1950 vom kantonalbernischen Stimmvolk mit großem Mehr angenommene Abänderung der Staatsverfassung spricht im ersten Artikel vom „Volk *des* Jura", im zweiten vom „Volk *im* Jura", und dieses recht sonderbare Schwanken des Wortlauts wird von der großrätlichen Botschaft (S. 8) — gewiß mit Recht — gedeutet, wenn sie von der „Anerkennung der jurassischen *Bevölkerung* als besondere Volksgruppe innerhalb des bernischen Staates" spricht. Damit ist der rein geographische, territoriale Sinn des Wortes Volk in diesem Fall festgelegt. Das wäre nichts Neues; können wir doch auch vom „Volk des Oberlands" oder „im Oberland" reden. Neu ist aber, daß dem rein geographisch bestimmten jurassischen Landesteil gewisse politische Sonderrechte eingeräumt worden sind. Aber wenn das Fortbestehen der separatistischen Aktion beweisen sollte, daß man dort mit diesen Zugeständnissen nicht zufrieden ist, so wäre damit die Frage zu einer rein politischen geworden, und der Sprachwissenschafter hätte dazu von seinem Gebiet aus nur die Warnung vor der Vermischung der Begriffe Volksgemeinschaft und Sprachgemeinschaft zu wiederholen.

Helvetische Widersprüche

Zwischen Kosmopolitismus und Dörfligeist

Der Chefredaktor der „Basler Nachrichten", Peter Dürrenmatt, hat kürzlich auf sehr treffende Art die grundverschiedene Haltung des Welschschweizers und des Deutschschweizers zur Sprache gekennzeichnet. Dem Welschschweizer ist seine Muttersprache, die französische Schriftsprache, „entscheidender Bestandteil seiner Existenz, anvertrautes Gut, das er mit Liebe und Respekt pflegt". Die Masse der Deutschschweizer hingegen betrachtet die Sprache einfach als „ein technisches Übermittlungsmittel, das man sich schlecht und recht aneignet und das man nach Bedarf wechselt wie die Marke seines Automobils", so daß „die Deutschschweizer eine sprachliche Gleichgültigkeit an den Tag legen, die mit Toleranz nur zum Teil zu tun hat". Die Sprache ist aber das, was den Menschen über das Tier emporhebt, was ihn überhaupt erst zum